

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 14.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

### 12. Kapitel.

Es war spät am Abend und wir gingen langsam den Boulevard Montmartre entlang, als ich ein augenscheinlich aufs äußerste ermüdetes Weib mit wankenden Schritten auf uns zukommen sah. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr bleiches Gesicht wandte sich jedem Vorübergehenden zu mit ängstlich forschendem Blick, weniger neugierig als sehnachtsvoll; ihr schönes, üppiges Haar hing ungeordnet über Gesicht und Nacken. Eine bange Ahnung erfaßte mich, und als ich Josua auf die Wanderin aufmerksam machen wollte, war mir die Kehle wie zugeschnürt. Ich brauchte auch nicht zu reden, sie sah uns fast im selben Moment, wo ich sie erkannt hatte; sie blieb, nach Athem ringend stehn, — wir eilten auf sie zu, und uns die Hände entgegenhaltend, sagte sie, während ein mattes Lächeln über ihr todtensblaues Antlitz flog:

„Ich wußte, daß ich dich finden würde, Josua.“ Dann brach sie zu seinen Füßen zusammen, die Arme ausgestreckt und das schöne Haar im Staube schleifend.

Arme, liebende, treue Mary! Sie war die letzten Tage zu Fuß gewandert, und wenn wir Männer auf unserer Reise nach Paris gelitten hatten, so hatte sie zehnmal mehr gelitten. Wie sich herausstellte, hatte sie sich bald nach uns aufgemacht und war länger als drei Wochen unterwegs gewesen. Man muß bedenken, daß sie ein ganz unwissendes Mädchen war, und von Geographie keinen Begriff hatte.

Was thun? Sie war da, und das ließ sich nicht ändern; wir nahmen sie in unsere Wohnung Rue Blanche; der Hausmann (Portier) lachte bedeutend, als wir eine Stube für sie verlangten. Statt so zu lachen und von der Seite zu schießen, wie er es that, hätte er ihr lieber den Einlaß ganz verweigern sollen. Das Blut schoß in Josua's bleiches Gesicht, aber nur für den ersten Augenblick. Josua war nicht der Mann, der das Rechte zu thun unterließ, aus Furcht, daß das Rechte Unrecht scheinen möchte. Er reichte Mary die Hand und führte sie ernst in unser Zimmer. Sie machte sich Vorwürfe und war zernüchert, als sie sich der falschen Stellung bewußt ward, in welche sie sich selbst und Josua gebracht; er wollte jedoch kein Wort hören. „Wenn

du auch nicht klug gehandelt hast, mein Kind,“ sagte er, „so hast du doch treuen Herzens und in gutem Glauben gehandelt; wägen wir eins gegen das andere ab — und es hebt sich auf.“

Unser Hausmann war ein Mensch, der mir vom ersten Moment an Abscheu und eine unbestimmte Furcht einflößte. Er war rothhaarig, grundhäßlich und trug den Stempel der niedersten Leidenschaften auf der Stirn. Legros, so hieß er, spielte jetzt, zur Zeit der Commune, den enragirten (wüthenden) Republikaner und Sozialisten, ich bezweifle aber nicht — und es wurde von mehreren Seiten erzählt —, daß er unter dem Kaiserreich bei Revuen und anderen derartigen Gelegenheiten mit am lautesten „Es lebe der Kaiser“ gebrüllt hatte. Er kannte kein leitendes Lebensprinzip, ausgenommen die Selbstsucht — freche, cynische, jedes Feigenblatt verschmähende Selbstsucht, eine Selbstsucht, die an Nichts glaubte, als an das liebe Ich — ein Mann, dessen höchstes Ideal menschlichen Glücks und menschlicher Klugheit es war, kleine, erbärmliche Summen Geld anzusammeln und in gemeinster Sinnlichkeit zu verbringen; ein Mann ohne Treue, Ehre, Gerechtigkeit und Mitleid. Ich glaube nicht, in meinem Urtheil über ihn zu hart zu sein, denn Legros war einer jener, zum Glück seltenen Menschen, welche die Fabel vom Teufel als Wahrheit erscheinen lassen könnten. Wenn ein Satz bei Legros feststand, so war es der, daß weibliche Tugend nur ein Ammenmärchen sei. Er verlachte die Möglichkeit einer reinen Freundschaft zwischen Männern und Frauen und hatte natürlich keine eignen Gedanken über Mary. Eines Tags drückte er dieselben zu deutlich aus. Es war irgendeine rohe Beleidigung — ich hörte niemals genau, was es war —, die er sich gegen das arme Mädchen erlaubte. Wir beide waren ausgegangen und hatten Mary zu Hause gelassen; bei unserer Rückkehr fanden wir sie in äußerster Aufregung und Empörung über Etwas, das während unserer Abwesenheit vorgefallen. Sie erzählte es Josua, aber nicht mir; daß Mary schändlich beschimpft worden, erfuhr ich erst, als Josua, der sofort hinausgeeilt war, wieder die Treppe heraufkam und mir sagte, er sei im Portierstübchen gewesen und habe Legros so durchgeprügelt, daß derselbe kein Glied mehr regen könne.

Dies war das erste und einzige Mal, daß er in einem Privat-

streit seine Hand gegen Jemand erhoben, und ich wollte, er hätte mir das Geschäft überlassen; ich hätte es ebenso gut verrichtet und er sich die Hände rein erhalten. Wenige Tage nachher wurde Legros von einem Bombensplitter getroffen. Josua, der davon hörte, empfand keinen Groll mehr und nahm sich des Schwerwundeten so liebevoll und sorgsam an, daß er ihm das Leben rettete.

Keiner arbeitete in dieser Zeit angestrongter, als Josua. Um im Dienste der Menschheit zu arbeiten, dazu war er ja nach Paris gekommen. Von Morgens früh bis Abends spät war er bei den Armen und Hungernden, den Verwundeten und Entmuthigten, half Allen, die Hilfe brauchten, so gut er konnte, — sanft wie eine Frau, tren und fest wie ein Held. Was die Commune ihm sonst auftrug, das that er, sie hatte keinen zuverlässigeren Diener. Auch am Kampf theilte er sich, und seine Kameraden sagten von ihm, im dichtesten Kugelregen habe er keine Miene verzogen. Niemals kam ihm ein selbstischer Gedanke, der ihn schwächte oder ablenkte. Oft ging er mehrere Nächte hintereinander nicht zu Bett; er schien die Stärke von zehn Männern zu haben und durch eine beinahe übernatürliche Kraft aufrecht erhalten zu werden. Denn der Hunger, welcher die Stadt verwüstete, berührte auch Josua mit nicht leichter Hand. Von Tag zu Tag wurde er bleicher und magerer, seine strahlenden Augen, die immer nach Etwas blickten, das weiter entfernt war, als unsere Augen reichten, traten zurück in die Höhlen, seine Wangen wurden eingefallen und bleich, seine Lippen bläulich und trocken. Allein niemals klagte er, niemals dachte er an sich selbst, und wenn er zwölf oder vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung gewesen, theilte er seine dürftige Ration noch mit dem ersten besten Vorübergehenden, der hungrig ausah. Auch Mary litt durch den Mangel und die Entbehrungen, die uns Allen auferlegt waren. Wir thaten für sie, was wir konnten. Wenn mein Leben das seine oder das ihrige hätte erhalten können, ich würde es gern hingegeben haben, so gern wie meine harte Kruste Brot. Aber sie hielten sich tapfer, sie beide. Mary half gleichfalls bei der Pflege der Kranken und Verwundeten. Sie wurde als „Schwester“ in die englischen Ambulancen (Feldspitäler) aufgenommen und wenn nöthig, durch Dolmetscher unterstützt; selbst in der schlimmsten Zeit war ihr freundliches, sonniges Gesicht den Kranken und Sterbenden, wenn sie sich sanft über ihr Bett beugte, ein Trost, eine Erquickung. Und hier muß ich erwähnen, wie vollständig in den letzten Jahren alle Spuren ihres früheren Lebens verwischt waren, durch Liebe gereinigt, das ist der richtige Ausdruck. Es ist dies keine Einbildung von mir. Jeder, der Josua und Mary Prinsep gekannt hat, wird es bezeugen.

Der Tag der unvermeidlichen Katastrophe rückte näher und näher. Paris war dem Verderben geweiht, keine Rettung mehr zu erwarten. Die Versailler waren zu übermächtig, und die Hoffnung auf ein freies Europa war für dieses Mal vereitelt; nur für dieses Mal. Denn so gewiß auf die Nacht der Tag folgt, so gewiß wird das Gesetz der Menschenrechte auf die Tyrannei und Unterdrückung folgen, die bis jetzt in der Welt geherrscht haben, und die heilige Fahne des Menschenthums, roth gefärbt vom Blut der Commune, wird siegreich wehen auf den Trümmern der alten Gesellschaft. Aber vorläufig *vae victis!* Wehe den Besiegten! Wehe dieser armen, elenden, geknechteten Welt!

Der General-Bicar (Stellvertreter des Erzbischofs) war nach Versailles gegangen, jedoch nicht zurückgekehrt, und das, wenn ich nicht irre, nun zum dritten Mal gemachte Anerbieten, den Erzbischof Darboy und die übrigen Geiseln gegen den einen Blanqui auszuwechseln, war keiner Antwort gewürdigt worden. Wie oft muß die Wahrheit erzählt werden? Und werden Diejenigen, deren einziges Streben es ist, ob mit Recht oder Unrecht, die Schmach der Blutschuld auf die Commune zu wälzen, jemals zugestehen, daß der wirkliche Mörder des Erzbischofs Darboy und der anderen Geiseln Herr Thiers war? Thiers wußte, was kommen würde, was kommen mußte, ebenso gut wie ein Mann weiß, was werden wird, wenn er ein brennendes Bündholz auf ein Pulverfaß wirft. Er wußte, daß, wenn

es nicht zu einer Verständigung mit der Commune kam, die Geiseln unrettbar geopfert würden. Zur wildesten Leidenschaft entflammt, wie Paris war, umgeben von Feinden, die es wie ein wildes Thier behandelten und zu seiner Vernichtung selbst dem gemeinsamen Feinde die Hand reichten, seine edelsten Männer als unmenschliche Bestien ausgeföhren, die Stunde der Demüthigung und des blutigen Todeskampfes nahe, — da konnte von kalter Ueberlegung der Folgen, von ruhigem Hinnehmen der Niederlage nicht die Rede sein. Das Blut der Menschen war in siebender Wallung; die Wirkung wurde vorausgesehen, berechnet und ins Spiel gezogen. Es war ein hoher Einsatz, aber die Commune in den Koth reißen und ihr den unauslöschlichen Schandfleck der Blutschuld anhängen, das war selbst das Leben eines Erzbischofs und einiger sechzig Anderer werth.

Wir waren während der Zeit der Hinrichtung im Gefängniß. Es ist unmöglich, genau zu beschreiben, wie Alles kam. Niemand hat es bisher vermocht, Niemand wird es in Zukunft vermögen. Alles war Verwirrung. Niemand wußte bestimmt, was gethan werden sollte, und von wem; und Niemand besaß eine allgemein anerkannte Autorität. Die Führer der Commune fochten einzeln auf den Barrikaden, und alle Oberleitung hatte ein Ende. Der Tumult und die Verwirrung in dem Gefängniß spotteten jeder Beschreibung. Leute kamen und gingen, Befehle wurden gegeben und wieder zurückgenommen, Frauen schriegen, einige nach Blut, andere um Erbarmen, Gamins (Straßenjungen) johlten, und durch Alles hindurch, Alles übertönend, hörte man den Donner der Kanonen und das Pfeifen der Bomben, während der Rauch und die Flammen von Paris zum Himmel emporstiegen.

Josua schwang sich auf einen Kanonenlauf und bat um das Leben der Unglücklichen. „Die Aufgabe der Commune“, sagte er, „war, die Befreiung der arbeitenden Klassen zu erwirken, und der Welt die sittliche Kraft der Arbeiter und ihre Fähigkeit zur Selbstregierung zu zeigen. Das Hinschlachten unbewaffneter Menschen würde das Gegentheil beweisen. Es würde nur unsern Feinden eine Handhabe liefern, denn es wäre eine Niederträchtigkeit, der Arbeiter unwürdig — ein Akt, weder menschlich noch edel, weder gerecht noch großmüthig. Wie sehr auch immer die Versailler Regierung sich vergangen hat, Unschuldige dürfen darunter nicht leiden. Laßt die Commune sich in diesem Augenblick der Prüfung erhaben zeigen durch Tugend, und haltet unsre heilige Sache rein von Blutschuld!“

Während er sprach, zog Legros seinen Revolver aus dem Gürtel.

„Tod dem englischen Verräther!“ brüllte er. „Tod dem Werkzeug der Pfaffen! Er glaubt an Jesus Christus!“

„Christus — wir können keinen Christen hier brauchen! Tod dem Verräther!“ schrie Einer, schrie ein Zweiter aus dem Haufen.

In Todesangst um den Mann, den ich auf Erden am meisten liebte, und dessen Leben jetzt an einem dünnen Faden hing, sprang ich vor und deckte Josua's Leib mit meinem eignen, als ein hochgewachsener Mann — er war einer der Unseren, da er aber jetzt auf einem Bureau der Regierung beschäftigt ist, will ich ihn nicht nennen — ruhig den Revolver aus Legros' Hand schlug.

„Spar' deine Kugeln für die Feinde auf! — Verbrauche sie nicht gegen die Freunde!“ sagte er. „Dieser Mann ist keine Geisel.“

Dann flüsterte er eilig, sich seitwärts zu Josua wendend: „Fliehen Sie, so lange es noch geht, ich werde Ihnen zum Rückzug behilflich sein und die Aufmerksamkeit der Wüthenden ablenken.“

„Oh, hätte ich die Stimme eines Propheten, daß ich sie Weisheit lehren könnte!“ rief Josua.

„Dummes Zeug, Freund“, sagte unser Beschützer mit verächtlichem Lächeln. „Die beste Weisheit besteht jetzt darin, daß Sie Ihr Leben retten und nicht den albernem Versuch machen, andere Leute zu belehren.“

„Hinaus mit euch, ihr Spione, Verräther, Pfaffenknechte! Wir können keine Anhänger der Versailler Banditen hier dulden!“ schrie ein aufgeregter, halb toll aussehender Mann ganz nahe bei uns. „Hinaus mit ihnen, Bürger!“

Und bei diesen Worten legten ein halbes Duzend schreiender und wild gestikulirender Männer und Weiber Hand an uns und warfen uns unsanft hinaus. Wir konnten von Glück sagen, daß wir mit unserm Leben davorkamen; die lawinenartig anschwellende Menge war nicht in der Stimmung, auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger sonderliches Gewicht zu legen. Genug — wir wurden unter Schlägen und bitteren Schimpfworten, aber sonst unbehelligt, an die Luft gesetzt; und im Moment, wo wir durch den Thorweg gedrängt wurden, hörten wir einen tosenden Wuthausbruch — eine Salve, und wir wußten, daß die Staatsmannskunst des Herrn Thiers triumphirt hatte.

Einige Pariser — nicht die Commune — waren in die für sie bereitete Falle gegangen. Das Blut war vergossen, welches die Freiheit so lange mit Schamröthe bedecken wird, bis die Menschen die Wahrheit hören und verstehen können.

Der letzte Tag kam. Die Kanonen auf unseren Forts waren verstummt, das Volk socht in den Straßen, verzweifelt, besiegt, aber nicht feige. Die Versailler strömten herein wie losgelassene Wölfe, Boris schwamm in Blut und wogte in Flammen.

Und dann erhob sich das Geschrei von den „Petroleusen“, gleich dem rasenden Feuer, das zum Himmel aufloberte. Was lag daran, daß es eine Lüge war? Es gab der Ordnungspartei noch einen Grund mehr, wenn sie überhaupt eines Grundes bedürft hätte, ihren Blutdurst zu beschönigen. Es waren ihre Saturnalien\*) und sie leerte den Becher zur Reige. Die Waffen, die sie so schlecht gegen die Preußen gebraucht, dienten ihr nur zu gut gegen die Landsleute, und die kurze Stunde der Hoffnung einer Nation fand ihr Ende in den blutigen Mordthaten von Brüdern, in Grausamkeiten, die Alles übertrafen, was man von den Greueln einer siegreichen fremden Armee gehört oder gelesen hat.

Ich war länger als vierundzwanzig Stunden von meinen Freunden getrennt gewesen. Das Haus, in dem wir gewohnt, stand in Flammen, und als ich zu einem Pariser Freunde, De Lancy, ging, um Erkundigungen einzuziehen, fand ich an der Hausthür ihn selbst, seine Frau und ein kleines Töchterchen von noch nicht zwei Jahren, wie schlafend daliegen, nur daß ihr Blut ihr Bett war. Man hatte sie alle Drei zusammengebunden und erschossen. Nicht einer, sondern Hunderte, ja Tausende solcher Fälle sind in der Geschichte jener entsetzlichen Zeit verzeichnet, wo die siegreichen Versailler in Paris einzogen und die bürgerliche Gesellschaft sich an den Männern rächte, die gewagt hatten, das von ihr begangene Unrecht wieder gut machen zu wollen. Und inmitten der furchtbaren, haarsträubenden Scenen, die mir entgegenstarrten, inmitten der zahllosen Spuren brutalen, muthwilligen Mordens fürchtete ich jeden Moment, auf die Leichen Josua's und Mary's zu stoßen. Niemals war ich dem Wahnsinn so nah, wie an jenem Tage, da ich die blutigen Straßen von Paris durchwanderte und meine Freunde suchte; Trauer um die verlorne Sache, Entsetzen über die Scenen, die ich erblickte, und Angst um Die, welche ich liebte, — Alles vereinte sich, um mir für diese Stunden das Leben zur Qual zu machen.

Endlich war ich so glücklich, Mary zu finden; sie schritt über die Straße, ein verwundetes Kind in ihren Armen, das sie ins Lazareth tragen wollte. Ich rief ihr zu und lief ihr nach, aber schwach, wie ich durch Aufregung und Mangel an Nahrung geworden, hatte meine Stimme nicht die Kraft, sie zu erreichen.

Während ich hinter ihr herleuchte, kam plötzlich Jacques Pegros, die Mütze in der Hand, unter tiefen Bücklingen aus einem zerstörten Hause hervorgestürzt und redete den Hauptmann einer Abtheilung Soldaten an, welche grade vorbeimarschirte. Er deutete mit heftigen Geberden auf Mary.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann,“ sagte er laut weinend und schluchzend, als wäre er dem wildesten Schmerz zum Raub, „dieses Frauenzimmer ist die Maitresse eines englischen Kom-

\*) Saturnalien, ein altrömisches Volksfest zu Ehren des Gottes Saturn; ursprünglich ein Fest der Gleichheit (die Sklaven wurden von ihren Herren bedient); später jedoch ausgeartet, nur der Anlaß zu wüthester Rohheit und Ausschweifung. Daher im gewöhnlichen Sprachgebrauch oft fast gleichbedeutend mit Orgien. Aus den Saturnalien ist unser Carnival entstanden, der seine Abstammung nicht verleugnet.

munisten, sie ist eine Petroleuse. Sie hat das Haus meiner Mutter in die Luft gesprengt. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.“

„Greift sie!“ sagte der Hauptmann in eigenthümlichem, halb bitterem, halb geschäftsmäßigem Tone. Und Mary wurde von einigen Soldaten ergriffen und vor ihn gebracht.

„Es ist eine hübsche Scheibe,“ fuhr er roh lachend fort. „Schade — ein so hübsches Mädchen! Aber man darf keine Petroleuse sein, mein Kind! Pfui!“

„Ich habe nichts Böses gethan,“ sagte Mary, mit halb irren Blicken ihn vergebens um Mitleid ansehend. „Ich habe soviel Gutes gethan, als ich konnte.“

„Ist das „Gutes gethan“, wenn man ehrlicher Leute Häuser in Brand steckt, Elende?“ sagte der Hauptmann, indem er plötzlich seinen spöttischen Ton mit dem erbarmungslosen Grimmes vertauschte und in gebrochenem Englisch sprach. „Eine Petroleuse? — Du verdienst nicht zu leben!“

„Sie ist keine Petroleuse,“ sagte ich, mich herandrängend. Ein Schlag streckte mich bewußtlos nieder, und als ich wieder zu mir kam, lag ich verwundet am Boden, Mary ausgestreckt neben mir — durchs Herz geschossen!

Es war Abend; bald nachdem ich mich einigermaßen erholt hatte, und das Grauenhafte, welches geschehen, zu begreifen anfing, kam Josua mit dem Mann, der ihm zur Zeit der Ermordung der Geiseln im Gefängniß das Leben gerettet hatte, uns suchend an den Ort, wo wir lagen. —

Von dieser Episode habe ich nichts mehr zu erzählen. Unsere Mary wurde liebevoll, zärtlich beerdigt, und ich legte einen Theil meines Lebens mit ihr ins Grab. Was Josua empfand, habe ich niemals genau erfahren. Er sagte nicht viel, und obgleich ich ihn einmal, als er mich schlafend glaubte, den Kopf auf die Hände gestützt, bitterlich weinen sah, so machte er doch nicht die leiseste Andeutung, ob es Mary's Verlust oder das Fehlschlagen der Sache war, was ihm die heißen Thränen entlockte. Wahrscheinlich beides zugleich. Was es auch war, der Gram zertraß ihm das Herz, und trotz meiner bösen Wunde — das Schlüsselbein war mir zerschmettert — sah ich doch ein, daß er weit mehr litt als ich und mehr der Pflege und freundlichen Rücksicht bedurfte. Ein paar Tage lang fürchtete ich sogar, daß er sterben würde. Um mich selbst hatte ich keine Besorgniß, es war mir, als könnte ich nicht sterben, so lange Josua lebte und mich brauchte.

Er kämpfte den Seelenschmerz nieder, und ich genas ziemlich rasch. Sobald ich im Stand war, zu reisen, und eine günstige Gelegenheit sich bot, schaffte unser Freund, der uns die ganze Zeit sicher verborgen hatte, uns fort nach England. Und wahrlich, ich hätte jauchzen mögen, als wir uns mit heiler Haut wieder auf dem Boden der „Old Country“, der alten Heimath, befanden.

Auch Josua war froh. Die Enttäuschungen, die Unthätigkeit, die nagenden Gedanken der letzten Wochen hatten ihm hart zugesetzt, fast härter als die gewaltsamen Aufregungen des Commune-Drauerspiels. Wieder in England, hoffte er Etwas für die Menschheit, die er liebte, und für die Wahrheit, der er sein Leben geweiht, thun zu können.

Nach unserer Rückkunft hatten wir schwere Zeiten. Da, wo wir bekannt waren, war es uns unmöglich, Arbeit zu bekommen. Wenn Josua schon früher gemieden worden war, weil er mit „verdorbenen Subjekten“ verkehrt, sich auf eigene Faust seiner Mitmenschen angenommen und die Fäulniß der Gesellschaft nach Kräften zu beseitigen versucht hatte, wie erst nun, nachdem er sich mit den „grauenhaften Irrelehren“ der Commune von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit besudelt hatte? Alltägliche Menschen mit ihren alltäglichen Gedanken schreckten in moralischem Abscheu vor ihm zurück. Er war ihnen die Verkörperung von Mord, Raub, Brandstiftung und Gewaltthat jeder Art, der Repräsentant des sozialen Umsturzes, der zügellosen Anarchie, der Barbarei. Er war ein Kommunist, und das bedeutet für die meisten Männer und Frauen unserer Tage, namentlich für die sich „gebildet“ nennenden, soviel als fähig und bereit zu jedem Verbrechen.

(Schluß folgt.)



### Die erste Strickstunde.

So, mein Kindchen, reg' die Hände,  
 Immer fleißig, ohne Raß,  
 Daß du auch zum Sonntag, morgen,  
 Deine Strümpfchen fertig hast.

Denn zum Sonntag ohne Strümpfe,  
 Ei, das schickt sich sicher nicht;  
 Hör' nur, was die Großmutter  
 Ihrem fleiß'gen Kind verspricht:

Fein und schmuck wird dann ein Jeder  
 Gern mein liebes Kindchen sehn,  
 Aber träge Mädchen müssen  
 All' zur Strafe barfuß gehn.

# Sozialdemokratie und Arbeiterleben in der Thierwelt.

Von Dr. Ludwig Büchner.

(Verfasser von „Kraft und Stoff“.)

(Fortsetzung.)

Der in den Tropen oft wolkenbruchartig niederstürzende Regen wird durch zahlreiche Rinnen und Röhren mit Abzugskanälen von dem Eindringen in das Innere der Wohnung abgehalten. Das Großartigste aber leisten die Termiten im Brücken- und Wegebau, wobei sie, um gegen Gefahr und Entdeckung geschützt zu sein, entweder unterirdisch arbeiten oder die Wege mit aus Erde und Lehm angefertigten Galerien bedecken. Das übereinstimmende Urtheil der Termiten-Beobachter geht dahin, daß im Vergleich mit

den Kunstleistungen der Termiten alle menschlichen Bauten im Verhältniß Lumperei sind.

Die großen und schweren, mit dicken Köpfen und starken Zangen ausgerüsteten Soldaten arbeiten gar nicht, sondern lassen sich von den Arbeitern füttern und spazieren meist stolz umher, jeden Augenblick zu Kampf oder Vertheidigung bereit. Schlägt man mit einer Haue ein Loch in einen Termitenhaufen, so erscheint in der Bresche zuerst ein Soldat (wahrscheinlich ein General



Robespierre. Originalzeichnung. (Siehe Seite 128.)

oder ein höherer Stabsoffizier), um zu erkunden, was vorgeht. Als dann (wahrscheinlich in Folge eines gegebenen Befehls oder Zeichens) erscheinen mehrere Soldaten, denen bald eine ganze Armee folgt. Ohne Furcht und Zögern stürzen sie sich nun auf den Feind und beißen sich in die nackten Beine von Menschen derart ein, daß oft zollgroße Blutflecken in der Haut zurückbleiben. Auch lassen sie sich eher in Stücke reißen, als daß sie loslassen.

Nach einiger Zeit ziehen sich die Soldaten wieder zurück, und nun erscheinen Schaaren von Arbeitern, von denen jeder ein wenig Erde oder Mörtel im Munde trägt, um den geschehenen Schaden so rasch als möglich wieder auszubessern. Geht die

Arbeit nicht schnell genug, so klopft einer der wachhaltenden und die Arbeit beaufsichtigenden Soldaten mit seiner Zange auf das Gebäude, was einen eigenthümlichen, dem Picken einer Taschenuhr vergleichbaren Schall hervorbringt. Die Arbeiter antworten auf diese Aufmunterung mit einem eigenthümlichen Pfiff, und sofort wird die allgemeine Thätigkeit wieder lebhafter. — Schlägt man nun zum zweitenmal ein Loch in das Gebäude, so wiederholt sich sofort die ganze soeben beschriebene Scene. Am meisten Sorge trägt man um die Königswohnung und die in ihr enthaltene Königin. Sie wird von Massen von Arbeitern und Soldaten umgeben und gedeckt, und zerstört man dieselbe, so entsteht die größte Aufregung und Verwirrung in der Kolonie.

Die Termiten sind eine der größten Landplagen in den Tropen und um so gefährlicher, als sie ihre großartigen Zerstörungen an allen hölzernen Gegenständen derart ausführen, daß sie Alles von innen heraus ausnagen und nur die äußeren Wände stehen lassen. Erst der plötzliche Zusammenbruch der zerstörten Gebäude, Balken, Schiffe, Möbel u. dgl. belehrt über das angerichtete Unglück. Es scheint darnach, sowie nach allem, daß die Termiten eine große Abneigung gegen die Helle des Tages haben und zu den entschiedenen Dunkelwännern gehören. Dieses zeigt sich auch einigermaßen in ihrer Staatsverfassung, welche zwar sonst große Aehnlichkeit mit der Ameisen-Republik hat, aber durch den Besitz eines stehenden Heeres und dadurch, daß nur eine Königin vorhanden ist, sich mehr dem monarchischen Prinzip annähert. Durch das stehende Heer ist der Termiten-Staat sogar noch monarchischer als der berühmte Bienen-Staat, welcher zwar ebenfalls, wenigstens in der Regel, nur eine Königin kennt, aber statt des stehenden Heeres das Prinzip der allgemeinen Volksbewaffnung zum vollendetsten Ausdruck bringt. Ueberhaupt ist die Bienen-Monarchie eine Monarchie mit sehr demokratischen Institutionen. Man könnte sie gradezu eine kommunistische oder sozialdemokratische Monarchie nennen, also eine Art von politischer Staatsgestaltung, wie sie Napoleon III. eine Zeitlang, als er mit den Arbeitermassen kokettirte, in Frankreich einzuführen die Absicht (?) gehabt zu haben scheint. Auch stützt sich die Königin ganz auf die Arbeiter oder geschlechtslosen Arbeiter-Bienen, deren sich 10—30,000 in einem Stöcke befinden, und welche, im Besitze ihres furchtbaren Giftstachels, den Stand des Arbeiters und denjenigen des Soldaten in einer Person vereinigen. Andererseits zeigt sich das monarchische Prinzip wieder darin sehr deutlich, daß sich das ganze Leben des Stockes mehr oder weniger um die Königin dreht, und daß, wo diese fehlt, stirbt oder nicht alsbald durch eine andere ersetzt wird, der Stock in Unordnung geräth und nach längerer oder kürzerer Zeit unfehlbar zu Grunde geht. Dabei ist stets nur eine Herrscherin in der Kolonie. Wo deren mehrere sind, da bekämpfen sie sich entweder gegenseitig auf Leben und Tod, oder es findet eine (einmalige oder mehrmalige) Auswanderung statt. Allerdings findet man bisweilen, daß eine alte und abgedankte Königin noch eine Zeitlang neben der neuen oder jungen Königin, der man nun alle Liebe und Sorgfalt zuwendet, im Stöcke geduldet wird und gewissermaßen das Gnadenbrot erhält. Meistens aber sterben die Arbeiter die alte Königin, wenn sie keine Eier mehr legen kann, todt oder ersticken sie, indem sie dieselbe von allen Seiten eng umgeben. Bisweilen wird sie auch nur aus dem Stöcke fortgetrieben und geht außerhalb zu Grunde. Die Bienen verhalten sich also in dieser Beziehung praktischer, wie die Menschen, welche, wenn sie einen neuen Herrscher bekommen, es sich zur Ehre rechnen, wenn sie auch den alten noch lebenden, sowie dessen ganzen Hofstaat mitsammt der ganzen erlauchten Verwandtschaft weiter füttern dürfen.

So gut nun aber die Behandlung der neuen Königin durch die Arbeitsbienen ist, so schlecht ist diejenige ihrer Ehegatten oder Männer, der sog. Drohnen, welche keinen Stachel besitzen und daher wehrlos sind. Sie werden nur geduldet und gefüttert, solange man ihrer Dienste bedarf und solange Nahrung im Ueberflusse vorhanden ist, obgleich ihre große Zahl (es sind deren mehrere Hunderte) das wirkliche Bedürfnis weit übersteigt. Aber im Herbst, wenn der Hochzeitsflug vorüber ist, und wenn die Nahrung anfängt, spärlicher zu werden, erfolgt die berühmte Drohnenschlacht, wobei die dicken, faulen Gesellen zu Tausenden von den Arbeitsbienen umgebracht und vor den Stock geworfen werden, so daß man im Herbst oder Spätsommer oft Massen todtter Drohnen vor den Stöcken liegend findet. Man weiß, daß sie im Winter als unnütze Fresser dem Leben und Wohl des Stockes nur hinderlich sein würden, und bringt sie deshalb zeitig um, indem man dem bekannten Grundsatz huldigt: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ O kurzsichtiger Bienenverstand! Wüßtest du, daß bei den Menschen so häufig Diejenigen am meisten und besten essen, die am wenigsten oder gar nicht arbeiten, du würdest vielleicht weiser handeln!

Aber auch die Königin, so große Liebe und Verehrung man

ihr sonst erweist, ist nicht sicher vor den Stacheln ihrer demokratisch gesinnten Unterthanen, sobald sie ihre königlichen Pflichten nicht so erfüllt, wie sie sollte. Wenn z. B. die Zeit des sog. Schwärmens oder des Theilens der Kolonie da ist, so entschließt sich die alte Königin bisweilen nur schwer, den ihr lieb und heimisch gewordenen Stock zu verlassen. Sie kommt heraus, gefolgt von der Schaar ihrer Anhänger, kehrt aber bald wieder in den Stock zurück, wobei ihr jene wiederum folgen. Hat sich dieses Spiel aber vier- oder fünfmal wiederholt, ohne daß die Königin wirklich ihren Auszug nimmt, so fallen die durch die öftere Täuschung ärgerlich gewordenen Bienen über sie her und tödten sie mit dem Giftstachel, welches freundliche Verfahren man „Abstechen“ nennt. Bei menschlichen Königen pflegt man bekanntlich etwas nachsichtiger gegen deren Schwächen oder Fehler zu sein, und das „Abstechen“ derselben durch die Unterthanen wiederholt sich in der Geschichte bekanntermaßen nur selten, während man es in der Regel umgekehrt nicht so genau nimmt und das Abstechen der rebellischen oder pflichtvergessenen Unterthanen von jeher ein beliebtes und viel geübtes Verfahren menschlicher Herrscher war.

Auch wenn schlechtes Wetter eintritt, so daß die Königin nicht zeitig genug vor dem Auskriechen ihrer jungen Nebenbuhlerinnen schwärmen und einen neuen Stock gründen kann, pflegt man sie zu tödten, wenn nicht umgekehrt wegen der Unmöglichkeit des Schwärmens die Jungen getödtet worden sind. Ihre Bemühungen, das ihre Herrschaft bedrohende Auskriechen der jungen Königinnen dadurch unmöglich zu machen, daß sie die Zellen, in denen die Königinnen-Larven liegen, aufreißt und die Larven todtsticht, werden meist durch den Schutz der die junge Brut bewachenden Arbeitsbienen vereitelt, so daß ihr schließlich nichts Anderes übrig bleibt, als ihre undankbaren Unterthanen in Begleitung ihres Anhangs zu verlassen und eine neue Kolonie zu gründen. Meist schlagen sich die älteren Bienen zur alten Königin, während die jüngeren dem neu aufgehenden Gestirn huldigen; doch bilden sich oft verschiedene Parteien. Schlüpfen mehrere junge Königinnen gleichzeitig aus, so bekämpfen sie sich entweder gegenseitig so lange, bis nur Eine als Siegerin übrig bleibt, oder es findet ein mehrmaliges Ausschwärmen und Theilen der Kolonie statt. An diesen Kämpfen oder Duellen ihrer Kron-Prätendenten nehmen aber die klugen Arbeitsbienen durchaus keinen Antheil, sondern schauen ruhig mit verschränkten Vorderbeinen zu, um zuletzt der übrigbleibenden Siegerin zuzujubeln und ihre Huldigungen darzubringen. Sie sind also kluge Politiker, und zwar in zweierlei Beziehung. Erstens, indem sie sich nach dem Alles bezwingenden „Erfolg“ richten, und zweitens, weil sie ihre Herrscher ihre Streitigkeiten selbst untereinander ansprechen lassen und sich daran nicht betheiligen. Menschliche Herrscher machen es bekanntlich anders. Wenn sie einen Streit ausfechten wollen, muß vor Allem das Blut ihrer Unterthanen fließen; und möge es ausfallen, wie es wolle, immer sind die letzteren auf beiden Seiten der geschlagene Theil. Quidquid delirant reges, plectuntur Aclivi! (Was auch die Könige sinnen oder verschulden mögen, immer bekommen dabei die Völker ihre Schläge.)

Die beiden größten Ereignisse im Bienenstaat sind das Schwärmen und der Hochzeitsflug, und das Benehmen der Bienen bei diesen Vorgängen zeigt deutlich, daß sie sich des dabei zu erreichenden Zwecks vollkommen bewußt sind. Das Ausschwärmen oder Gründen einer neuen Kolonie, eines neuen Stockes geschieht nicht, ohne daß vorher Späher oder Kundschafter vorausgeschickt worden sind, welche die Vertlichkeiten der Umgegend genau erforschen und den passendsten Platz für die neue Niederlassung ausfinden. Ist dieser gefunden, so zieht der Schwarm von dannen, nachdem sich die einzelnen Bienen in ihrem Honigmagen Provisionen oder genügende Nahrungsvorräthe für drei bis vier Tage mitgenommen haben. Unterwegs ist die Königin Gegenstand zärtlichster Fürsorge und wird von starken Arbeitsbienen gestützt und getragen. Wenigstens gilt dies für ältere und bereits etwas flügelahm gewordene Königinnen, während die jungen Königinnen kraftvoll davonschwärmen. Auch schicken solche sog. Nachschwärme unter jungen Königinnen in der Regel keine

Rundschafter aus, sondern fahren aufs Gerathewohl ins Freie. Offenbar fehlt ihnen die Erfahrung und Vorsicht der älteren Bienen. In der Nähe des alten Stockes, in der Regel an einem Baume, sammelt sich vorher der ganze Schwarm; und dieses ist der Zeitpunkt, den der Bienenzüchter nicht versäumen darf, wenn er den jungen Stock einfangen und in eine bereitgehaltene Wohnung bringen will. Geschieht dieses nicht, so geht der ganze Schwarm, sobald die Sammlung vollendet ist, auf und davon, um sich an einem ihm passenden Plage niederzulassen. Die neue Wohnung wird übrigens genau geprüft und sehr oft, wenn sie nicht den Beifall des Volkes findet, wieder verlassen. So fliegt nicht selten ein eingefangener Schwarm, wenn er den neuen Korb im Innern schmutzig und übelriechend findet, wieder davon, um einen andern, oft weit entfernten Platz aufzusuchen. Befindet sich dagegen ein leerer Korb in der Nähe, der den Beifall der Späher oder Rundschafter findet, so nimmt der Schwarm davon Besitz.

Ihren Hochzeitsflug vollführt die Königin in Begleitung ihrer Ehegatten oder Drohnen an einem schönen Sommertage und dehnt ihn über eine Dauer von zwei bis drei Stunden aus. Die zurückgelassenen Arbeiter wissen, daß von dem glücklichen Erfolg desselben das ganze Bestehen der Kolonie abhängt, und die Ungewißheit darüber macht sie so aufgereggt, daß sich während dieser Zeit Niemand dem Stöcke nähern darf, ohne angefallen oder gestochen zu werden. Vielleicht fürchten sie auch, daß der glücklichen Rückkehr der Königin irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden könne. Sie umtanzen dabei fortwährend den Stock in engeren und weiteren Kreisen und scheinen ihrem Gedächtniß die ganze Beschaffenheit der Dertlichkeit möglichst tief einprägen zu wollen, um dieselbe später bei den nunmehr bevorstehenden Ausflügen wiederfinden zu können. Kehrt die Königin nicht zurück, so zeigt sich in dem ganzen Benehmen der Bienen die tiefste Trauer, wobei sie einen eigenthümlichen Ton, eine Art dumpfen Heulens oder Brummens von sich geben. Es ist derselbe Ton, den man auch aus dem Innern weiseloser oder ihrer Königin beraubter Stöcke wahrnimmt. Dagegen verrathen sie umgekehrt die ausgelassenste Freude, wenn die Rückkehr glücklich und erfolgreich von statten gegangen ist. Sie erheben sich voll Vergnügen auf die ausgestreckten Hinterbeine, fächeln rasch und unaufhörlich mit den Flügeln in der Luft und geben einen hellen, ganz bestimmten Ton, welcher eine freudige Stimmung ausdrückt, und als solcher leicht zu erkennen ist, von sich. Ganz dasselbe Benehmen kann man auch an ihnen beobachten, wenn sie bei drohendem Sturm, Gewitter oder Regen von ihren Ausflügen glücklich und wohlbehalten wieder in den Stock zurückgekehrt oder der ihnen drohenden Gefahr entronnen sind.

Nicht immer erreicht die Königin durch ihren Hochzeitsflug den beabsichtigten Zweck und muß bisweilen unverrichteter Dinge wieder heimkehren. Alsdann wird der Ausflug in den nächsten Tagen wiederholt. Hat sie jedoch ihren Zweck erreicht und kehrt in befruchtetem Zustande zurück, so wird sie von den Arbeitern

umdrängt, geliebt, gepuzt, gereinigt und in das Innere des Stockes geführt. Sehr bald beginnt sie hier das wichtige Geschäft des Eierlegens, wobei sie von 6 bis 12 Arbeitern begleitet wird, welche dafür sorgen, daß jedesmal nur ein einziges Ei in eine Zelle gelegt wird. Wenn deren mehrere in einer Zelle liegen, so werden sie von den Arbeitern zweckmäßig vertheilt. Uebrigens ist die Königin eine große Freundin der Keuschheit. Sie besieht sich erst jede Zelle, in welcher sie ein Ei ablegen will, im Innern ganz genau und benutzt nur solche Zellen, welche immer ganz blank gepuzt erscheinen. Während des Eierlegens ist sie fortwährend von einer Schaar von Arbeitern umringt, welche sich mit den Köpfen gegen sie verneigen oder auf- und niedertanzen, und ihr durch Leden, Bestreichen u. dgl. ihre Zuneigung oder Zufriedenheit zu erkennen geben.

Nun beginnt die eigentliche Arbeit des Stockes, wobei abermals das Prinzip der Arbeitstheilung die vollste Anwendung findet.

Man kann die ganze Arbeitsthatigkeit des Stockes in ein inneres und ein äußeres Departement scheiden, wobei die Arbeiten im Innern der Wohnung in der Regel durch die jüngeren, die auswärtigen Geschäfte aber durch die älteren Bienen besorgt werden. Die Ersteren haben die Zellen zu reinigen, die sehr gefräßigen Würmer oder Maden, ebenso wie die Königin und die Drohnen zu füttern, wobei sie aus Honig, Blumenstaub und Wasser eine Art Speisebrei, den sog. Milchsaft bereiten, und wobei namentlich um die Königin immer zehn bis zwölf Mundschnecken beschäftigt sind, da dieselbe während des Eierlegens einer großen Menge von Nahrung bedarf. Ferner haben sie die Zellen zu schließen, wenn sich eine Made eingesponnen hat, und sie später wieder zu öffnen, um das ausgeschlüpfte Insekt zu befreien. Ist dieses geschehen, so wird das Gespinnst alsbald herausgeschafft und die Zelle sorgfältig gereinigt, um entweder wieder ein neues Ei oder Honig aufnehmen zu können. Weiter haben sie die Vorrathskammern, wenn sie mit Honig gefüllt sind, durch daraufgelegte Deckel von Wachs zu schließen; sie haben die Königin, die Drohnen und die heimkehrenden Genossen zu puzen und zu reinigen und den von den letzteren heimgebrachten und in die unteren Zellen ausgebrochenen Blumenstaub nicht bloß in Honig umzuwandeln, sondern auch diesen Honig in die oberen Zellen zu schaffen. Die beste und feinste Nahrung erhalten die Würmer oder Larven, aus welchen die späteren Königinnen hervorzugehen bestimmt sind; wenn es an solchen fehlt, verstehen es die klugen Thiere, durch Verbringen in weitere und in besonderer Weise angelegte Zellen und durch Darreichung eigens zubereiteter Nahrung Königinnen aus gewöhnlichen Arbeitsbienen-Larven zu erziehen. Eine besonders große Sorgfalt wird auf den heimgebrachten Blumenstaub verwendet, indem man jede einzelne Sorte (es sind deren oft 6—10) in gesonderten Zellen unterbringt. Wahrscheinlich dienen diese verschiedenen Sorten zur Zubereitung verschiedener und besonders feiner oder kräftiger Nahrung.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein belohnter Dienst.

Von G. K.

(Fortsetzung.)

Während unser Wagenmeister fortfuhr, Lustschlösser zu bauen, trat der Fremde schon wieder aus dem Hause. Er war in keiner fröhlichen Stimmung.

„Was thun, Wagenmeister? Die Pferde sind auch nicht zu Hause und vor etwa zwei Stunden nach B... mit einem Fremden geschickt.“

„Wenn es wahr ist und sie nicht dennoch hinten im Stalle stehen — ich meine im letzten hinteren Holzhaufe, denn der Stall für die eigenen Pferde ist von den Gastställen getrennt —; eine Vorsicht, die dem B... schon oft von Nutzen gewesen ist, wenn fremdes Militär mit Gewalt requirirte. Ich traue dem alten Fuchs nicht.“

„Nein, nein! Die Pferde sind nicht zu Hause, ich war auch in dem Stalle. Uebrigens habe ich dem Besitzer Anerbietungen gemacht, die ihn schon bewegt haben würden — er hätte die Pferde fast bezahlt bekommen und dennoch behalten —, verdammt!“

„Die Pferde fast bezahlt erhalten und kein Haar davon verloren? Sagten Sie nicht so?“

„Ja! Können Sie unter solchen Bedingungen gleich Pferde schaffen?“

„Nein, nicht früher, als ich zuerst gesagt habe, nachdem auch hier die Spekulation fehlgeschlagen ist! Aber ich meinte nur, daß Sie stark über die Kasse Ihrer Herrschaft disponiren —

Sie müssen ausgedehnte Vollmacht haben. Können Sie Ihren Dienst leicht versehen oder möchten Sie nicht einen Gehülfen haben?"

„Wie zum Beispiel Sie? Nein, für jetzt nicht; aber etwas könnten Sie aus meiner Quelle schöpfen, wenn Sie Rath zu schaffen wüßten. Also schnell! Was jetzt thun? ich habe keine Zeit zu verlieren — wir haben schon viel zu viel unnütze Worte gemacht.“

„Ich weiß nur noch einen Rath. Wir gehen zum Bürgermeister und bitten ihn, mir den Rathsbdiener mitzugeben, mit dem ich dann die ganze Stadt durchsuche, ob nicht irgendwo Pferde zu Hause geblieben oder schon zurückgekommen sind. Bei der Gelegenheit können auch Ihre Pässe visirt werden, was hier geschehen muß, da Sie über die Grenze gehen.“

„Gut. Kommen Sie!“

Beide langten bald auf dem Bureau des Bürgermeisters an, der gern die Bitte des Fremden erfüllte und den Amtsbdiener beauftragte, wenn es möglich sei, Pferde aufzutreiben und zur Verfügung des Fremden zu stellen. Ein in die Hand gedrückter Thaler stärkte den Diensteifer des Amtsbdieners, der sich mit dem Wagenmeister sogleich auf den Weg machte.

„Und die Pässe?“ fragte der Bürgermeister.

„Hier! Vom Gouverneur zu . . . ausgestellt.“

„Madame . . ., Fräulein Schwester . . ., Kammerfrau . . . und Diener . . . Der letztere sind Sie?“

„Aufzuwarten, Herr Bürgermeister,“ bestätigte dieser mit einem feinen Lächeln, das jedoch glücklicherweise vom Bürgermeister nicht bemerkt wurde. „Vier Personen — und hier die Paßgebühren. Persönlich braucht wohl Niemand weiter zu erscheinen?“ Und hiermit schob er ein Goldstück auf den Tisch.

„Nein, das ist nicht weiter nöthig — es ist Alles in Ordnung — hier ist der visirte Paß. — Paßgebühren? Nein! doch wenn Sie oder Ihre Herrschaft wollen, so danke ich im Namen der Stadtkassen. Werde es zur Armenkasse geben — die Armenkasse ist so sehr arm und der Winter hart; ich habe schon zehn Klaster Holz verbrannt und die Stadt hat keine Haide.“

„Nach Ihrem Belieben, mein Herr! Meine Herrschaft wird sich freuen, einen kleinen Beitrag geliefert zu haben. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

„Adieu, und glückliche Reise! Bringen Sie Ihrer edlen Herrschaft den Dank der Armen!“

Der Fremde kehrte wieder nach dem Posthause zurück. Am Wagen blieb er einige Minuten unentschlossen und sichtlich von einer inneren Unruhe überwältigt stehen; doch bald faßte er sich wieder und trat mit scheinbarer Ruhe an den Wagenschlag, den er wieder wie früher öffnete.

„Leider sind meine Bemühungen, sogleich Pferde zu beschaffen, erfolglos gewesen, — und ich fürchte, wir werden uns hier etwas verweilen müssen, um die Rückkunft der abwesenden Pferde zu erwarten,“ sprach er in den Wagen hinein.

„Aber, lieber Franz, ich bitte dich um Gottes willen, wenn man unsere Flucht bald bemerkt hat, wird man vermuthen, wohin wir uns gewendet haben, uns verfolgen und hier einholen!“

„Ich fürchte das nicht, selbst wenn man unsere Abreise schon am andern Morgen bemerkt haben sollte. Wir haben zwölf Stunden Vorsprung und seit unserer Abreise ist so viel Schnee gefallen, daß unsere Verfolger unmöglich mit der Schnelle reisen können, wie wir es gethan. Du weißt, mit welcher Schwierigkeit wir die Hohlwege bei R . . . und B . . . passirt haben, und ich bin überzeugt, unsere Verfolger werden dieselben wenige Stunden nach uns ganz unpassirbar gefunden haben.“

„Ach, das sagst du nur, um uns zu beruhigen,“ — klagte eine zitternde Stimme im Wagen, welche der früheren Sprecherin nicht angehörte.

„Nein, ich bin davon überzeugt! Uebrigens denke ich aus unserem Aufenthalt hier einen Vortheil zu ziehen, der uns die verlorene Zeit wohl doppelt wieder einbringen soll. Ich werde den Postmeister um eine Stube auf einige Stunden für uns bitten — das Haus scheint von ihm allein bewohnt und gut eingerichtet zu sein — und während Ihr diese Zeit benutz, um

etwas zu ruhen, werde ich den Wagen auf Schlitten setzen lassen, Kufen werden schon irgendwoher zu beschaffen sein. Auf diese Weise werden wir unsere Reise sehr beschleunigen können und bald in voller Sicherheit sein.“

„Ja, wenn wir erst glücklich von hier weg und über die Grenze sein werden, aber — mir ahnt ein Unglück. Doch, wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen. Handle du, wie du es für gut findest.“

Der Fremde, der in der That nicht Diener, sondern der Gemahl der Dame war, welche soeben gesprochen hatte, und die Livrée nur trug, um weniger Aufmerksamkeit zu erregen und die Reisegesellschaft mit dem falschen Passe, der auf zwei Damen mit Dienerschaft lautete, in Uebereinstimmung zu bringen, hatte nun wieder den Wagen geschlossen und begab sich in das Posthaus.

„Herr Postmeister, meine Bemühungen sind leider vergebens gewesen und ich fürchte, meine Herrschaft wird die Rückkunft Ihrer Pferde abwarten müssen, wenn der Wagenmeister, der jetzt mit dem Stadtdiener die Stadt durchsucht, sich ebenso vergebens bemüht.“

„Ja, auch dessen Mühe wird umsonst sein — ich weiß es im Voraus. Häßlicher Zufall für Sie!“

„Gewiß! Aber es ist inzwischen spät geworden und meine Herrschaft möchte die Zeit des gezwungenen Aufenthalts gern zur Ruhe benutzen, ohne erst den Gasthof des P. . . aufsuchen zu müssen, damit sie gleich zur Abfahrt bereit ist, wenn die Pferde zurückkehren.“

„Den Gasthof des P. . . aufsuchen? Nein, das soll sie nicht! So viel in meiner Macht liegt, soll er von hier aus nicht in Nahrung gesetzt werden — habe leider vorhin schon einen dummen Streich gemacht, seine Pferde zu empfehlen. Freilich, ich bin Junggesell und schlecht nur eingerichtet; aber eine Stube, ein paar Betten sind denn doch da. — Wie viel Personen sind's?“

„Zwei Damen, die Kammerfrau und ich. Ich werde aber erst den Wagen auf Schlitten setzen lassen und dann im Wagen schlafen, wenn ich überhaupt der Ruhe bedürfen sollte und Zeit dazu bliebe.“

„Das paßt! Ein Paar Schlittenkufen können Sie von mir haben; sie stehen noch von vorigem Winter her da, wo sie bei plötzlichem Thauwetter von einer Herrschaft hier zurückgelassen werden mußten. Sie sind neu und höchst dauerhaft gearbeitet — mehr Eisen als Holz — wir werden einig werden.“

„Gewiß! Aber die Damen?“

„Werden in der früheren Schlaf- und Wohnstube meiner jetzt mit Baron von S. . . verheiratheten Adoptivtochter zwei gute Betten finden. Herr Secretair! Befehlen Sie, daß sogleich das Zimmer geheizt wird; — aber leider wird die arme junge Kammerjungfer kaum unterzubringen sein.“

„Warum? Lassen Sie doch ein drittes Bett in das Zimmer der Damen bringen.“

„Geht nicht! es sind nur noch drei Betten im Hause — in einem schläft das Dienstmädchen, im andern die Haushälterin, im dritten ich. Nur ich . . .“

„Sie irren sich, mein Herr! So leid es mir thut, Sie auf einen kleinen Umstand aufmerksam machen zu müssen, der Ihre gastfreundlichen Absichten wahrscheinlich etwas abkühlen möchte: es ist hier von keiner hübschen Kammerjungfer, sondern schon von einer etwas ältlichen Kammerfrau die Rede, die schon selbst ihr Alter auf fünf und vierzig Jahre zugestehet.“

„Ach, wenn das ist, so wird es vielleicht besser sein, daß ich einiges Bettzeug aus der Bodenkammer herunterhole lasse, und die ehrenwerthe Kammerfrau auf dem Sopha in der Stube der Herrschaft schläft.“

„So wird es am besten sein; und ich werde unterdessen meiner Herrschaft aus dem Wagen helfen, während Sie die Güte haben, das Zimmer in Bereitschaft setzen zu lassen.“

Es ist nicht zu leugnen, daß der galante Postmeister durch die Mittheilungen über die Kammerfrau etwas enttäuscht war, dennoch müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er demungeachtet — dank seinem Hass gegen den Gastwirth P. . . — in seinem Eifer, die Fremden unterzubringen, nicht gestört



wurde und schnell alle Anordnungen traf, das Zimmer wohnlich zu machen und Erfrischungen zu bereiten, falls solche verlangt würden.

Während dieser Vorbereitungen war auch der Reisewagen in die Durchfahrt des Posthauses geschoben und die Vorder- und Hinterthür geschlossen worden, so daß nun Wind und Wetter nicht mehr freien Durchzug hatten. Diese schwere Arbeit, die seit Jahren Niemand verrichtet, hatte der inzwischen, wie der Postmeister es vorhergesagt, ohne Pferde zurückgekehrte Wagenmeister mit Hülfe einiger Nachbarn ausgeführt, die er herbeigerufen.

Der Fremde öffnete jetzt die Wagenthür und hob vorsichtig und besorgt zwei noch junge Damen heraus, denen eine alte Kammerfrau folgte.

Die jüngere war von üppiger Figur mit blühend gesunder, durch die kalte Luft noch höher gefärbter Gesichtsfarbe. Betrachtete man sie genauer, so fand man das Gesicht weniger regelmäßig schön, als ausdrucksvoll, und ihr feuriges schwarzes Auge verrieth Entschlossenheit. Die ältere war eine Blondine, schöner als die Schwester — denn es waren Schwestern —, aber von zartem, schwächlichem Körperbau und jetzt von der Reise, vielleicht auch zugleich durch Gemüthsleiden, so angegriffen, daß sie, auf den Arm ihres Gemahls gestützt, nur zitternd die Treppen ersteigen konnte, worin ihnen durch die Haushälterin in das bereitete Zimmer vorausgeleuchtet wurde.

Wir lassen die Damen oben allein und folgen dem Fremden wieder ins Erdgeschloß, wo derselbe den Wagen auf die vom Postmeister hergegebenen Schlittenkufen setzen ließ. Obgleich es bereits gegen elf Uhr Abends ist, hat der Wagenmeister doch bald die nöthigen Handwerker herbeigeschafft, und nach Verlauf einer Stunde ist das Werk zur Zufriedenheit der Reisenden verrichtet.

Während dieser Zeit ist die alte Kammerfrau mehreremale heruntergekommen und hat leise mit dem Fremden gesprochen; endlich wünscht sie ihm eine „gute Nacht“, und er erwidert den Gruß freundlich nickend — sie hat ihm die Nachricht gebracht, daß die Damen jetzt schlummerten.

„Nun, Wagenmeister? Nach solchen Strapazen darf man wohl ein Glas trinken, was?“ wandte sich der Fremde wieder zum Wagenmeister.

„Freilich wohl, wenn was da ist; aber . . .“

„Dazu wird Rath sein. Meine Herrschaft hat so einen kleinen Reiseteller mit altem Ungar — ächtem Muster Ausbruch — bei sich im Wagen und trinkt nicht davon. Ich meine also, es ist wohl keine Sünde, den Wagen um eine Flasche oder um ein paar leichter zu machen.“

Mit diesen Worten nahm er zwei Flaschen aus dem Wagenkasten, trat mit dem Wagenmeister in dessen Stübchen, wohin schon früher ein kaltes Abendbrot gebracht worden war, und schenkte zwei herbeigebrachte Gläser voll.

„Auf daß bald Pferde kommen!“

„Es bleibt dabei, die ersten sind für Ihre Herrschaft.“

„Wenn ich wüßte, daß es hier so übel stand, dann hätte ich die Pferde der vorigen Station nicht entlassen. Wann meinen Sie aber wohl, daß wir besten Falles auf Pferde rechnen können?“

„Offen gesprochen, ich glaube, Sie können bis morgen früh ruhig ausschlafen; denn es mögen Pferde kommen, wann sie wollen, so müssen die Thiere doch erst ausruhen und abgefüttert werden.“

„Narrenspoffen! Wenn Pferde kommen, werden sie in einer halben Stunde wieder auf den Beinen sein — ein paar Schwarzbrote und Bier oder Branntwein gibt gleich wieder frischen Muth.“

„Sie scheinen's eilig zu haben? Doch da würde ich beim Postmeister schön ankommen; er liebt seine Pferde wie Kinder.“

„Jedenfalls werde ich wach bleiben, und ist es nur erst so weit, so werden wir uns schon verständigen. Ich denke, ich habe das rechte Mittel in der Tasche.“

„Nun, wollen's abwarten. Jedenfalls leiste ich Ihnen Gesellschaft so lange, als die da ausreichen. So etwas kommt Unserem nicht alle Tage.“

„Trinken Sie! Ich habe mehr.“

„Und dafür will ich Ihnen etwas Neues erzählen; denn der Wein scheint nur für mich zu sein; Sie trinken ja gar nicht. — Es sind also zwei große, wichtige Schreiben eingegangen — vom Gouvernement, das Gott verdamme!“

„Freund, nicht so laut, das Gouvernement spaßt nicht.“

„Ich weiß, es spaßt nicht, aber noch einmal: Gott verdamme es! Doch, wie ich sagte, es sind zwei große, wichtige Schreiben eingegangen. Eins an den Postmeister, das andere an den Polizei-Magistrat, oder wie sie den jetzt nennen. In diesen beiden Schreiben steht wörtlich: „Wenn der — ehemalige — Minister von St. . . — unter seinem — oder —; doch, was ist Ihnen, Sie werden unwohl!“

„Nichts, nichts! Fahren Sie nur fort!“

„Also kurz: „Wenn der ehemalige Minister von St. . . unter seinem oder falschem Namen, allein oder mit Familie, in P. . . die Grenze sollte passiren wollen, so ist er sofort festzunehmen und unter sicherer Begleitung an das Gouvernement abzuliefern.“ Der Herr Bürgermeister kennt den Herrn Minister persönlich; kommt er nun zu ihm, wie ja jeder Reisende muß, um den Paß visiren zu lassen — gleich hält er ihn fest; er ist der Mann dazu. Ihren Paß hat er schon visirt.“

Der Lampenschirm machte das Zimmer dunkel.

„Ja, aber was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts weiter, als daß ich um Ihren Paß bitte, um den Postmeister zu beruhigen. Es ist besser, ich zeige ihm das Visa, als daß er erst danach fragt. Er ist nicht böse, aber ungeheuer furchtsam.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mensch.

Von J. Moß.

IV. Unwissenheit und Aberglauben sind die Grundlagen, auf denen sich die meisten Menschen das Verständniß ihres eigenen Organismus und seiner Beziehungen zur Gesamtheit der Dinge aufbauen; und jene handgreiflichen Thatsachen der Entwicklungs-geschichte, welche das Licht der Wahrheit darüber verbreiten könnten, werden ignoriert. H ä d e l.

Nachdem wir nun gesehen haben, auf welcher niedriger, von den nach ihm folgenden Thierarten ihn nur sehr gering unterscheidender Stufe körperlicher und geistiger Ausbildung der Mensch in manchen seiner Familienglieder heute noch angetroffen wird, und nachdem uns klar geworden, daß es vor vielen Jahrtausenden lediglich Menschen von thierischer oder thierähnlicher Wildheit gegeben hat, nachdem wir also unserer Dünkelhaftigkeit solchermaßen einen Dämpfer aufgesetzt haben und der Lehre von der Entwicklung vom Niederen zum Höheren zugänglicher geworden sind, können wir einen Schritt weiter gehen und uns bei

den Anatomen erkundigen, inwiefern der Zusammenhang des Menschen mit der Thierwelt anderweitig begründet ist. Was wir da zu hören bekommen, ist nicht nur äußerst interessant, sondern auch insofern Stammen erregend, als es sich zum Theil um Dinge handelt, die mit Händen zu greifen sind, und die wir trotzdem nur zu lange unbeachtet gelassen haben.

Das gesammte Thierreich wird meistens in zwölf Klassen eingetheilt, nämlich in Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Spinnen, Krustenthiere, Würmer, Weichthiere, Strahlthiere, Pflanzenthiere und Urthiere; je vier dieser Klassen

bilden eine Gruppe, und zwar gehören die vier ersten der aufgezählten Klassen zur Gruppe der Wirbelthiere, die vier letzteren zur Gruppe der Bauchthiere. Der Mensch, welcher zur Ordnung der Zweihänder und zur Klasse der Säugethiere gehört, fällt also unter die Gruppe der Wirbelthiere, weshalb wir zunächst diese in ihren verschiedenen Abstufungen mit ihm vergleichen müssen, wenn wir uns über seinen Zusammenhang mit dem ganzen Thierreiche klar werden wollen.

Man kann in der Zoologie ein noch so großer Stümper sein, so wird man doch wissen, daß z. B. ein Hecht, ein Krotobil, ein Adler und ein Affe durchaus keine äußere Ähnlichkeit mit einander aufzuweisen haben; was man aber ohne genauere Untersuchung, so einfach eine solche auch durchzuführen sein mag, nicht wissen kann, das ist, daß die genannten Thiere sammt allen ihren Klassengenossen trotz ihrer Verschiedenartigkeit wesentlich einheitliche Grundlagen in Bezug auf ihre innere Organisation besitzen; und was man ohne Studien noch weniger wissen kann, das ist die Thatsache, daß selbst die einzelnen Organe, welche scheinbar total von einander verschieden sind, den Stempel der wesentlichen Gleichheit an sich tragen.

Die Wirbelsäule, nach welcher die Wirbelthiere ihren Namen erhalten haben, — das ist eine Knochenreihe, welche sich vom Schädel bis zum Schwanz erstreckt, und die das Rückenmark enthält — ist wohl das wesentlichste Merkmal, welches allen Angehörigen dieser Thiergruppe eigen ist, nicht aber das einzige. Wie sich durch die Wirbelsäule der Rückenmarkskanal hinzieht, so zieht sich auch bei den Wirbelthieren noch ein zweiter, dem ersteren an Wichtigkeit gleichkommender Kanal durch den ganzen Körper hin, nämlich die Speiseröhre, die beim Munde beginnt, durch den Schlund in den Magen und von da durch das ganze Gedärm bis nach dem After führt. Würde man die Skelette der verschiedenen lebenden und ausgestorbenen Wirbelthiere systematisch geordnet neben einander in einer Reihe aufstellen, so könnte man sich überzeugen, daß alle Uebergänge ganz unmerklich stattfinden, daß von Stufe zu Stufe einerseits die Verkümmernng, andererseits die besondere Ausbildung der einzelnen, späterhin die bedeutungsvollsten Unterschiede der Ordnungen und Arten darstellenden Organe sich vollzieht, und daß man, wenn man von den mannichfaltigen Variationen die Stufenleiter wieder zurückgeht, auf die einheitliche Grundform stößt.

Professor Huxley hat dieses Verhältniß gelegentlich eines Vortrages sehr anschaulich dargelegt, weshalb seine diesbezüglichen Ausführungen hier eine Stelle finden mögen. „Da wäre z. B. das Skelett eines Pferdes und hier das eines Hundes,“ begann der Vortragende, seinen Zuhörern die entsprechenden Präparate vorzeigend. „Sie werden bemerken, daß wir beim Pferde einen Schädel, einen Rückgrat und Rippen, Schulterblätter und Hüftknochen haben. In dem Vorderfuße einen Oberarmknochen, zwei Vorderarmknochen, Handgelenkknochen (fälschlich Knie genannt) und Mittelhandknochen, in die drei Knochen eines Fingers auslaufend, deren letzterer in dem hornigen Hufe des Vorderfußes wie in einer Scheide steckt; in dem Hintergliede ein Schenkelbein, zwei Beinknochen, Knöchel und Mittelfußknochen, die in die drei Knochen einer Zehe auslaufen, von denen der letzte in dem Hufe des Hinterfußes eingeschlossen ist. Wenden Sie sich nun zum Skelett des Hundes. Wir finden hier ganz dieselben Knochen, nur in größerer Anzahl, da in jedem Fuße mehr Zehen und darum mehr Zehenknochen sind. . . . Nun ist hier ein anderes Skelett — das einer Art Lemur (Halbaffe). Sie sehen, es hat dieselben Knochen. . . . Denken Sie sich ihn nun anders gewendet, so daß sein Rückgrat in eine schiefe, nach oben und vorwärts gefehrte Stellung kommt, gerade wie bei den drei nächsten Figuren, welche die Skelette eines Orang, eines Chimpanse und eines Gorilla darstellen, und es wird Ihnen nicht schwer fallen, die Knochen durchaus als dieselben zu erkennen; und wenden Sie sich endlich zu dem Ende der Reihe, zu der Figur, welche ein menschliches Skelett vorstellt, so werden Sie auch hier keine wesentliche Veränderung in dem Knochenbau finden. Es sind da

dieselben Knochen in derselben Lage. Von dem Pferde steigen wir stufenweise auf, bis wir zuletzt bei den höchsten bekannten Formen ankommen. Nehmen Sie dagegen die andere Reihe der Figuren vor und gehen Sie von dem Pferde abwärts in der Stufenleiter bis zum Fische, und Sie werden finden, daß immer noch, wiewohl die Veränderungen bedeutend größer sind, die wesentliche Form des Organismus unverändert bleibt. Hier haben Sie z. B. einen Delphin; hier ist sein starker Rückgrat mit der sich durch ihn ziehenden Höhlung, welche das Rückenmark einschließt; hier sind die Rippen, hier das Schulterblatt; hier ist der kleine und kurze Oberarmknochen, hier sind die beiden Vorderarmknochen, der Handgelenkknochen und die Fingerringknochen. Ist es nicht sonderbar, daß der Delphin in diesem auffallenden Ding da — seiner Flosse, wie man das nennt — dieselben Grundelemente besitzt, wie das Vorderglied des Pferdes, oder des Hundes, oder des Affen oder des Menschen? Und hier bemerken Sie etwas sehr Merkwürdiges — die Hinterglieder fehlen. Thun wir nun einen andern Sprung und betrachten wir uns den Stodfisch: hier in dieser breiten Brustflosse werden Sie den Vorderarm erkennen, wenn Sie, mit dem geistigen Auge, von der Flosse des Delphins ausgehend, weiterblicken. Und hier sehen Sie die Hinterglieder unter der Gestalt dieser Bauchflossen wieder hergestellt. . . . Hier haben Sie nun den augenscheinlichen Beweis von einer Einheit des Planes unter allen Thieren, die einen Rückgrat haben und die wir deshalb Wirbelthiere nennen!“

Anknüpfend an diese Darlegung bemerkt Huxley, daß zwar die übrigen Thiergruppen nach anderen „Bauplänen“ organisiert seien, daß man aber dennoch auf eine gleichartige Urform bei allen Thieren stoße, womit dieselben ihren Daseinsprozeß beginnen; dies sei das Ei! Ja, selbst die Pflanzen legen in dieser Beziehung Zeugniß ab für die Einheitlichkeit der organischen Welt, indem ihre Urform, die Zelle, sowohl hinsichtlich ihrer Form, als auch ihrer Bestandtheile mit dem Ei verwandt sei. „Wenn Sie also“, so schließt der Vortragende, „die Eiche oder einen Menschen oder ein Pferd oder einen Hummer (Seetreibs) oder eine Auster, oder irgend ein anderes beliebiges Thier auf seinen ersten Keim zurückführen, so werden Sie finden, daß sie alle, ohne Ausnahme, ihr Dasein in wesentlich einander ähnlichen Formen beginnen; und ferner, daß die ersten Vorgänge des Wachsthums und viele der folgenden Veränderungen bei fast allen im Prinzip wesentlich dieselben sind.“ (Der letztere Passus bezieht sich auf Umstände, welche im Folgenden erörtert werden sollen.)

Das Ei ist hinsichtlich aller organischen Gebilde im Wesentlichen gleicher Natur und nur in Bezug auf Größe, Farbe u. s. zeigt es kleine Abweichungen auf; bei den Wirbelthieren ist fast nicht der mindeste Unterschied wahrnehmbar. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier bemerkt, daß man die Eier von Vögeln oder Amphibien, wie sie von denselben gelegt werden, nicht als Urkeime auffassen darf, denn in dieser Gestalt erscheint das Ei schon mit bedeutenden Stoffmengen umgeben, in denen der eigentliche Keim nur wie ein Centralpunkt eingeschlossen ist; man muß vielmehr das Ei im Auge haben, wie es sich vom Eierstock ablöst. Es ist dies ein Gebilde, bestehend aus einem zarten runden Körperchen, das etwa  $\frac{1}{8}$  —  $\frac{1}{10}$  Linie groß und von einer festen Membran umschlossen ist. In seinem Innern befindet sich eine zähe Flüssigkeit mit vielen eingestreuten Körnchen, dem Dotter oder Zellstoff. Und in der Mitte des Dotters liegt der bläschenförmige,  $\frac{1}{50}$  Linie große Kern, auch Keimbläschen genannt, mit hellerem Inhalt. In diesem Keimbläschen endlich befindet sich der Keimfleck oder das Kernkörperchen, welches nur  $\frac{1}{500}$  Linie groß ist und, wie das Ei selbst, aus eiweißartiger Masse besteht. Von so wunderbarer Beschaffenheit ist das Ei aller Wirbelthiere vor der Befruchtung! Wen die ziffermäßige Genauigkeit wundern sollte, dem sei bemerkt, daß es eine eigne Wissenschaft gibt, die Embryologie, welche sich ausschließlich mit der Untersuchung des Eies und seiner Entwicklung befaßt. Und den betr. Fachmännern verdanken wir Solches. (Schluß folgt.)

# Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

## 2. Unsere Wohnungen.

In dem vorigen Aufsatze habe ich dich, lieber Leser, auf die schlimmen Folgen aufmerksam gemacht, die ein schlechter Zustand der Deseu so häufig herbeiführt. Aber die Deseu bilden nur ein einziges Zubehör unserer Wohn- und Arbeitsräume und sind keineswegs die einzige zur Wohnung gehörige Einrichtung, deren Zustand nachtheilig für unser Wohlbefinden werden kann. Es wird daher einleuchten, daß der Gesamtzustand unserer Wohnungen überhaupt unsere größte Aufmerksamkeit erheischt, wenn anders nicht unser Wohlbefinden durch dieselben auf das empfindlichste gefährdet werden soll. Die hier in Betracht kommenden Umstände werden allerdings häufig übersehen oder unbeachtet gelassen, weil diese Dinge nicht direkt in die Sinne fallen und greifbar sind. Ich will deshalb in den folgenden Zeilen deine Aufmerksamkeit, lieber Leser, auf dieselben lenken und dir zeigen, wie beschaffen unsere Wohnungen sein müssen, wenn sie den Bedingungen unserer Wohlfahrt entsprechen sollen, und ob der thatsächliche Zustand diesen Bedingungen entspricht.

Da unsere Wohnungen vornehmlich durch die in denselben vorhandene Luft auf uns einwirken, indem diese unsere Körper ganz umgibt und mit jedem Athemzuge in unsere Lungen aufgenommen wird, so müssen wir zunächst untersuchen, wie die Luft überhaupt auf unseren Körper wirkt, und um diese Frage zu beantworten, wird es am besten sein, wenn wir uns erst in aller Kürze den ganzen Lebensprozeß klar machen.

Das Leben der Menschen und der übrigen Lebewesen ist nur dadurch möglich, daß eine fortwährende Veränderung der kleinsten stofflichen Theile, welche sie zusammensetzen, stattfindet. Diese fortwährende Umwandlung und Erneuerung unseres Körpers vollzieht sich folgendermaßen. Das Blut, das sich in unseren Adern befindet, fließt in ununterbrochenem Strome durch den ganzen Körper und setzt auf diesem Wege für die einzelnen Bestandtheile des Körpers die zur Erneuerung desselben dienenden Stoffe ab. Andererseits führt es die durch die Lebensthätigkeit — die Arbeit unserer Muskeln und Nerven — unbrauchbar gewordenen Stoffe der Haut, den Lungen, den Nieren und dem Darmkanal zu, von denen sie als Schweiß, Harn, Koth und Ausathmungsgase ausgeschieden werden. Das Blut selbst findet seine Ergänzung in den aufgenommenen Nahrungsmitteln. So finden wir nirgends im menschlichen Körper Stillstand, sondern neben fortwährendem Absterben fortwährenden Aufbau, einen Vorgang, den die moderne Naturforschung als „Kreislauf des Lebens“ bezeichnet hat. Der Umfang des auf diese Weise an dem menschlichen Körper stattfindenden Verbrauchs ist durch sorgfältige Untersuchungen erforscht, und es hat sich ergeben, daß der Mensch in vierundzwanzig Stunden durch Ausscheidungen und Ausleerungen reichlich den vierzehnten Theil seines Körpergewichts verliert. Der Mensch muß daher, wie schon erwähnt, um zu leben, Nahrung aufnehmen. Zu dieser gehört außer den festen und flüssigen Speisen und Getränken auch die Luft als gasförmiges Nahrungsmittel. Sollen die als Nahrungsmittel in den Körper aufgenommenen Stoffe ihren Zweck erfüllen, so müssen sie in ihren Bestandtheilen demjenigen ähnlich sein, was unserem Körper verloren gegangen ist, sie müssen in, den Bestandtheilen unseres Körpers gleiche Verbindungen umgewandelt werden können; mit andern Worten: die Substanzen, welche diesen wesentlichen Zweck für den menschlichen Körper erfüllen sollen, müssen durch die Thätigkeit des Magens, des Darmkanals und der Lungen so umgewandelt werden können, daß sie den durch die Lebensthätigkeit verbrauchten Bestandtheilen unseres Körpers gleichen und dieselben zu ersetzen im Stande sind. Die Umwandlung der genossenen festen und flüssigen Nahrungsmittel in Blut ist nach der mechanischen Zerkleinerung durch die Zähne eine chemische, sie beginnt schon im Munde und findet hauptsächlich im Magen und Darmkanal statt. Die nicht zur Blutbildung geeigneten Theile der Speisen werden durch den

Mastdarm als Koth ausgestoßen. Der im Magen und Darmkanal zubereitete Speisefast dagegen wird durch Sauggefäße, die in die Höhlungen des Magens und Darmkanals münden, in die Hauptblutader geführt, in welcher sich Blut befindet, welches mittels einer Art Saugventil in eine Herzkammer strömt. Aus dem Herzen wird das Blut durch einen Mechanismus, der einer Druckpumpe ähnlich wirkt, in die Lungen getrieben. Hier kommt es in direkte Berührung mit der eingeathmeten Luft und hier vollzieht sich dann ein der gewöhnlichen Verbrennung von Brennmaterial ganz ähnlicher Vorgang. Wie die Verbrennung von Holz oder Kohle darin besteht, daß der Sauerstoff der Luft (die atmosphärische Luft ist im Wesentlichen ein Gemenge von zwei Gasarten, von denen die eine Sauerstoff, die andere Stickstoff genannt wird) auf die Brennmaterialien, die alle kohlenstoff- und wasserstoffreiche chemische Verbindungen sind, in der Art einwirkt, daß er sich mit dem Kohlenstoff und dem Wasserstoff des Brennmaterials unter Wärmeentwicklung chemisch zu zwei zusammengesetzten Gasarten, Kohlen säure und Wasserdampf, verbindet, welche luftförmig entweichen, während die nicht flüchtige Asche zurückbleibt, — so findet eine ganz ähnliche Einwirkung des durch die Lungen eingeathmeten Sauerstoffs der Luft auf die Bestandtheile des menschlichen Körpers statt. Der menschliche Körper, welcher seinen Formbestandtheilen nach aus Knochen, Muskeln, Nerven, Gefäßen und Blut besteht, besteht seinen chemischen Elementen\*) nach wesentlich ebenfalls aus Kohlenstoff und Wasserstoff und noch Stickstoff. Beim Einathmen der Luft wird nun der Sauerstoff derselben vom Blut zurückgehalten, indem sich gewisse Theile desselben mit ihm verbinden, wodurch das Blut eine hellere Farbe bekommt. Der zugleich eingeathmete Stickstoff wird unverändert wieder ausgeathmet. Das sauerstoffreiche Blut kommt nun auf seinem Kreislauf durch den ganzen Körper mit allen Theilen desselben in Berührung und nimmt die durch die größere oder geringere Lebensthätigkeit abgenutzten Bestandtheile des Körpers wieder in sich auf. Dieselben werden nun von dem im Blute vorhandenen Sauerstoff in der Weise oxydirt\*\*), daß letzterer, wie bei der Verbrennung, mit einem Theile des in ihnen enthaltenen Kohlenstoffs Kohlen säure und mit einem Theil ihres Wasserstoffs Wasser bildet, welche durch das Blut den Lungen zugeführt und von diesen wieder ausgehaucht werden, wobei zugleich die für den Körper nöthige Wärme erzeugt wird. Die im Blut zurückgebliebenen kohlenstoff- und wasserstoffärmeren Verbindungen werden ihrerseits vom Blut den verschiedenen Ausscheidungsorganen für die flüssigen und festen Auswurfstoffe, nämlich der Haut, den Nieren und dem Mastdarm, zugeführt und von diesen als Schweiß, Harn und Koth ausgeschieden. Zu gleicher Zeit gibt das Blut überall auf seiner Circulation die zur Neubildung und Ergänzung nöthigen festen und flüssigen Stoffe an die verschiedenen Gewebe ab. Ist dies eine Zeitlang geschehen, so macht sich das Bedürfniß nach neuer Zufuhr fester resp. flüssiger Nahrung durch das Gefühl des Hungers oder Durstes geltend. Welche festen und flüssigen Nahrungsmittel nun am besten zum Ersatz der verbrauchten Theile geeignet, und welche Mengen von denselben dazu erforderlich sind, das werden wir vielleicht ein anderes Mal untersuchen. Heut wollen wir nur die Luftnahrung noch etwas näher betrachten, da ihre Beschaffenheit bei dem Einfluß der Wohnungen auf unser Wohl hauptsächlich in Betracht kommt.

Daß der Mensch überhaupt diese Luftnahrung im Verhältniß viel nöthiger hat, als die feste und flüssige Nahrung, geht, obwohl dieselbe gewöhnlich weniger beachtet wird, als die feste und

\*) Unter chemischen Elementen oder Grundstoffen versteht man die Stoffe, deren weitere Zerlegung in verschiedene Bestandtheile nicht möglich ist. Man kennt deren bis jetzt einige sechzig. Die oben genannten: Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff bilden die Hauptbestandtheile der gesammten Pflanzen- und Thierwelt.

\*\*) Oxydiren nennt man das chemische Verbinden des Sauerstoffs mit einem andern Körper.

flüssige Nahrung, schon daraus hervor, daß er sie fortwährend, ohne Unterbrechung, so lange er lebt, zu sich nehmen muß, während er die festen und flüssigen Nahrungstoffe nur in gewissen Zeiträumen neu zu sich zu nehmen braucht. Während ferner der Mensch sehr leicht zu viel flüssige und feste Nahrung verzehren kann und dadurch Störungen in seinem Wohlbefinden herbeiführen kann, kann er nie zu viel Luftnahrung verzehren. Selbst der reichlichste Genuß derselben führt keine Beschwerden herbei. Der Mensch wird dann nur vielleicht etwas weniger Fett ansetzen, aber an seinem Wohlbefinden keinen Schaden erleiden. Die alten Inder hatten dies schon lange vor unserer Zeitrechnung erkannt. Kalidasa drückt es kurz und bestimmt in seinem Gedicht „Sakuntala“ mit den Worten aus:

„Wer mager wird durch Ausscheidung der Säfte,  
Der wird dadurch auch leicht und arbeitstüchtig.“

Aber damit noch nicht genug. Wie man regelmäßig feste und flüssige Nahrung zu sich nehmen und doch allmählich an Verhungern sterben kann, wenn man nämlich eine zu kleine Menge Nahrung zu sich nimmt, oder die Nahrungsmittel derart sind, daß sie nicht genug Nahrungstoff enthalten, so kann man auch fortwährend athmen und doch an Luftverhungern sterben, wenn die eingeathmete Luft nicht die richtige Beschaffenheit hat. Und es sterben sehr viele Menschen an Luftverhungern, mehr als du, lieber Leser, glaubst. Viele Krankheiten haben darin ihre einzige oder hauptsächlichste Ursache.

(Schluß folgt.)

## Aus der alten und der neuen Welt.

Der 18. März 1871.

(Commune = Aufstand.)

Schwarz liegt es, dumpf und gewitterschwer  
Weit über der „heiligen Stadt“,  
Raum grauet der Morgen, — durch's Nebelmeer  
Blickt schüchtern die Sonne und matt.

Doch unter den Wolken sturmgepaart,  
Bereit zur entscheidenden Schlacht,  
Hält, dicht um die Fahne der Freiheit geschaart,  
Das Volk, das geknechtete, Wacht.

Es stehen die Männer in finsternem Muth  
An ihre Kanonen gelehnt;  
Im tropigen Blick der Begeisterung Gluth,  
An Kampf und Entbehrung gewöhnt.

Da zuckt ein Blitz aus den Wolken schwer  
Hell auf den Montmartre herab,  
Bajonette blinken von unten her  
Aus dem düsteren Häufernab.

Gespensfisch wälzt sich der Truppen Zug  
Her gegen die „Garde nationale“\*,  
Auf bebenden Lippen verhaltenen Fluch,  
Im Herzen des Brudermords Qual.

Horch! — Plötzlich wirbeln die Trommeln wild,  
„March!“ — hört das Kommando man gell'n;  
Und Reiter sprengen durch's düstre Gefild,  
Die Freiheit, die junge, zu fall'n.

Laut heulet der Sturm, der Donner kracht,  
Und Blitze zucken darein.  
„Ergebt euch!“ — so tönt es — „der Uebermacht,  
Verfailltes' gewaltigen Reich'n!“ —

„Hoch Freiheit, Gleichheit!“ schallt es zurück,  
Stolz flattert das Banner roth,  
Begeisterung im flammenden Hornesblick,  
Erwarten die Tapfern den Tod.

Da lösen sich drüben die eisernen Reich'n,  
Kings donnert's in stürmischem Chor:  
„Wir wollen ein Volk von Brüdern sein,  
Kameraden die Kolben empor!“ —

Durchbrochen des Hasses verderblicher Bann;  
Umsonst alles Wehren und Müh'n  
Der Führer; — es Herzen sich Mann und Mann,  
Wildfreudig die Augen erglüh'n.

Kein Morden, kein Schänden des Menschenthums,  
Kein „Süßen“, kein „Drüben“ mehr!  
So windet die Kränze des höchsten Ruhms  
Bereint sich das Volk und das Heer.

Und flammend glühte zum Osten weit  
Das mächtige Morgenroth hin.  
„Hoch Freiheit“, scholl es, „und Brüderlichkeit  
Und Gleichheit“ und — „Vive la Commune!“\*\*

\*) Dies: Gard national. — \*\*) Dies: Vieu la Commune.

Magimilian Robespierre\*) (siehe das Portrait S. 121) wurde geboren in Arras im Norden Frankreichs am 6. Mai 1758; der Sohn gebildeter Eltern, genoß er eine sehr sorgfältige Erziehung. Er widmete sich dem Advokatenstand, die Revolution riß aber den 31jährigen Mann, dessen Geist sich in die Schriften Rousseau's vertieft hatte, aus seiner bürgerlichen Laufbahn; 1789 in die „Generalsstände“ gewählt, welche sich sehr bald zur verfassunggebenden Nationalversammlung entwickelten, ist von nun an sein Leben vollständig mit der Revolution verwichen. Er gehörte zu den Wenigen, welche inmitten der Sturmfluth den Ueberblick nicht verloren, und auf den tosenden Wogen zu schwimmen verstanden. Wir können nicht in Einzelheiten eingehen: Robespierre's Lebensgeschichte ist bis zu einem gewissen Punkt die Geschichte der französischen Revolution, mit deren hervorragendsten Ereignissen und Personen wir uns gelegentlich eingehend beschäftigen werden. Allmächtig im Jakobinerklub, hielt er sich bis zum Herbst des Jahres 1793, mit geringen Ausnahmen, an der Spitze der Bewegung. Um diese Zeit wandte er sich gegen die Hebertisten (siehe Nr. 9), die ihm „zu weit gingen“, und wurde reaktionär, nach der Logik der Thatfachen, die jeden nach links Frontmachenden zum Gehülfen oder Werkzeug der von rechts Andrängenden machen. Im Frühjahr 1794 schiedte er die Hebertisten und Dantonisten aus Schaffot, schlug aber mit deren Köpfen auch den „Aft“ ab, „auf welchem er selbst saß“, und wurde vier Monate später, am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 mit Leichtigkeit von seinen Gegnern gestürzt, ohne daß ihm das „höchste Wesen“, das er wenige Wochen vorher durch Majoritätsbeschluß wieder eingesetzt hatte, zu Hilfe gekommen wäre. Die Arbeiter von Paris erhoben natürlich keine Hand für den Mörder der Commune und der Hebertisten. Am 10. Thermidor wurde er guillotiniert.

\*) Sprich: Robespjär.

### Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

Amore è il vero prezzo, con che si compra amore.

Wer Liebe will, der kauf' um Liebe Liebe ein:

Der Liebe wahrer Preis kann nur die Liebe sein.

Le ragioni del povero non pesano.

Und wenn das Recht auch zehnfach für ihn spricht:

Des Armen Gründe haben kein Gewicht.

Ognuno sarebbe buon giuocatore, se vedesse le carte del compagno.

Ein guter Spieler ist Jedermann,

Wenn Nachbars Karten er sehen kann.

Sacco vuoto non può star in piedi.

Ein leerer Sack hat kein Gewicht,

Auf seinen Füßen steht er nicht.

Chi alteri tribola, se non posa.

Wer Andre jagen will,

Der sitzet selbst nicht still.

Inciampa un cavallo, che hà quattro gambe.

Ein Mensch kann leicht zum Sturze kommen hier,

Stürzt doch das Pferd und hat der Beine vier.

Verichtigung. In „Sozialistische Briefe über Erziehung und Unterricht“, Nr. 11, Seite 98, Spalte 2, muß es statt „nationale Erziehung“, was ein Unsin ist, heißen: rationelle (vernünftige) Erziehung.